

Georges Hyvernaud: „Brief an ein kleines Mädchen“

(Oflag-Notizen)

(geschrieben während der Flucht von Arnswalde nach Soest)

Während meines letzten Urlaubs - fast fünf Jahre ist es her - warst Du noch ein ganz kleines Wesen, das unbeholfen über den Sand lief, höchst verwundert über die Muscheln und die Kieselsteine. Es ist wahr, Muscheln und Kieselsteine sind bewundernswerte Dinge, Aber wir Erwachsenen sehen sie nicht mehr, da wir an sie gewöhnt sind. Es bedarf des Staunens eines Kindes, damit wir sie wieder entdecken. Kinder hören nie auf, die Menschen zu lehren...

Dann, nach dieser kurzen Weile der Heiterkeit, sind fünf Jahre vergangen, fünf Jahre der Trennung und fünf Jahre der Angst. Zwischen uns lag die unmenschliche Dichte der Ereignisse und die Größe des Landes. Und bis jetzt bist Du dieses kleine unbekannte Mädchen voller Erinnerungen, Freundschaften, Erzählungen, Lieder, die ich nicht kenne. Dieses kleine fremde Mädchen: Meine Tochter...

Und ich bin ein armseliger Mensch. Eine Art Landstreicher und schlimmer als dieser. Ich schreibe Dir in einer Scheune, wo es finster und kalt ist. Wir sind hier einige hundert eingesperrte Männer, zusammengepfercht, bewacht, die man jederzeit bedroht und beschimpft. Den ganzen Tag lang haben wir fast nichts gegessen. Wir waschen uns schon lange nicht mehr. Wir haben fast keine Wäsche mehr noch Schuhe. Ich schreibe Dir, damit Du später weißt, dass ich diese nackte Armut und diese Demütigung überlebt habe - später, wenn ich es selbst vergessen haben werde. Denn man vergisst.

Nicht dass ich Dich bitte, mich zu bedauern. Vor allem nicht dies. Es ist nur gerecht, dass jedermann mindestens einmal in seinem Leben die Grausamkeit der Welt erfährt. Dass er an seine Grenzen stößt. Es ist ein Recht, auf das man Anspruch hat, das Recht zu wissen, wie hart es ist, sich kommandieren zu lassen, wie schwierig und gefährlich es ist, das menschliche Abenteuer. Diejenigen, die es brauchen, bedauert man; es sind jene, die vor allem geschützt werden, die allem entkommen - die Menschen mit den behandschuhten Händen.

Wenn ich mich abends auf meinem Strohlager ausstrecke, erschöpft vor Hunger und Müdigkeit, unter meiner schmutzigen Decke vor Kälte zitternd, und dennoch glücklich darüber, dass ich eine Decke habe, sage ich mir, dass dies die eigentliche Situation des Mannes ist. Und gewusst, wie man sie erkennen muss; nicht mit dem Verstand, nicht mit Hilfe der Philosophie, sondern durch das erschöpfte Fleisch. Dann sieht man klar. Man sieht die zehnstöckigen Häuser, die Telefone, die Kühlschränke und den Aufseher am Scheideweg, man sieht, dass all dies nur Schein ist. Schein nur das Buch unter der Lampe und die Freunde rund um den Tisch, Schein nur die Stabilität und die Sicherheit. Aber der Hunger, die Knechtschaft, das Fieber, die Flucht, all das ist Wirklichkeit, das hat Bestand. Die Konstanten, die Beständigkeit unseres Schicksals.

Seit Wochen schon schleppen wir uns durch die Ebenen, hoffnungslos, im Schnee, unter dem Schnee, im Tauwetter und im Schlamm, ohne zu wissen, wohin wir geführt werden, noch ob das jemals ein Ende haben wird. In Dörfern außerhalb der Zeit

sehen uns Männer und Frauen vorbeiziehen mit der Stumpfsinnigkeit wilder Tiere. Polen, Ukrainer, Serben, wer weiß das schon? Eingepackt in erd- und mauerfarbene Lumpen. Alle Sklaven. Sie erinnern an Bewohner aus dem Mittelalter in den Geschichtsbüchern. Und auf den Landstraßen - in endlosen und unerschöpflichen Reihen aus Posen, aus Bromberg - die langsamen klapprigen Fuhrwerke der Flüchtlinge, bedeckt mit hässlichen bunten Teppichen, geführt von alten Leuten mit gebeugtem Rücken und wirren Haaren unter ihren kahlen Pelzmützen. Menschen, denen man befohlen hat, westwärts zu ziehen - sie sind aufgebrochen, und sie wissen ebenso wenig wie wir. Auch dies aus dem Mittelalter, aus Zeiten großer Angst, aus Zeiten der Auswanderung. Man ist dem Mittelalter noch nicht entkommen, trotz der Städte und der Bücher und all dessen, an das man glaubt. Man ist immer noch im Jahre 1000.

Während ich über die Landstraßen marschierte, habe ich über diese Dinge nachgedacht. Obwohl man kaum denken kann, da jeder Schritt den ganzen Körper vor Schmerzen zerspringen lässt, unter denen man nur noch sterben möchte. Es zieht in den Knien, in den Schultern, in den Lenden, überall. Und es brennt, es bringt einen um. Und es gibt Füße, vom Frost verfaulend. Es gibt von der Ruhr verkrampfte Bäuche. Man hustet. Man stöhnt. Man ist nur noch ein Häufchen Elend. Und dann wird nur ein einziger Schritt zum fürchterlichen Problem. Einmal noch seinen Fuß anheben und ein Stückchen weiter wieder aufsetzen. Einmal noch seinen Fuß aus dem Schnee ziehen und ihn nach von tragen können. Nichts als das. Winziger Sieg eines Augenblicks, der aber allen Willen übersteigt. Viel List, weil man diesen todmüden Körper überlisten muss. Man muss List anwenden, genau berechnend, um damit zu erreichen, ein wenig mit den Qualen hauszuhalten und seine Schmerzen zu lindern...

Wenn ein Mensch erst einmal dort ist - am Ende, wie man sagt, am Ende seiner Kräfte und am Ende seiner Hoffnungen - wenn ein Mensch dort ist, denkt er nicht mehr viel nach. Dennoch muss man daran glauben, dass das Ideenkarussell niemals anhält. Selbst in diesen Augenblicken äußerster Bedrängnis hängt man noch seinen Gedanken nach. Arme Gedanken, sicherlich. Gedanken von Armen. So einfach, dass sie Mitleid erregen würden. Keine von diesen netten Gedanken, die etwas wert sind. Keine von diesen Gedanken, die wie Spielzeuge sind. Nein, knorrige und schwere Gedanken. Mit Gedanken spielen, das habe auch ich getan. Früher. Es ist nicht so schwierig: Das ganze Geheimnis liegt darin, so zu tun, als existiere die Realität nicht. Wenn man aber vollständig in der Wirklichkeit lebt, stellt man sich nicht mehr als zwei oder drei banale Dinge vor. Zwei oder drei Dinge, die wirklich zählen. Offensichtliches, Notwendiges. Ernste Dinge. Geboren aus einer Erfahrung ohne Selbstbetrug. Männerangelegenheiten. Der ist Rest gut für die Salon- oder Akademieaffen. Man fragt sich, was man tut und warum man es tut, warum man sich hält und wie man sich hält. Man ist erstaunt angesichts der Ressourcen, von denen man nicht wusste, dass man sie besitzt. Niemals hätte ich geglaubt, eine ähnliche Kraft zu besitzen.

Dieser Körper, der nicht mehr jung ist und an vielen Stellen in Unordnung geraten ist, ich hätte ihm diese wunderbare Widerstandskraft nicht zugetraut, hervorgerufen nur durch die Umstände. Ich nehme die Herausforderung dieses Gegners an, dieses Freundes: mein Körper. Ich entdecke das Leid, über das ich mich beklagen kann, ich erfahre aber auch seine Treue. Und wenn ich vom Körper spreche, geschieht das mit einer gewissen Scham. Es gibt ganz andere Dinge als meinen Körper. Es gibt mich. Es ist so, dass ich mich auf mich mehr verlassen, als ich es erhofft hätte.

In den Augen der Deutschen ist alles ganz klar.

Die Deutschen begleiten uns mit Wachen, die mit Gewehren und Hunden ausgerüstet sind. Wenn einer der Unsrigen keine Kraft mehr hat weiterzugehen, hetzen die Wachen einen Hund auf ihn. Oder sie bedrohen ihn mit einem Gewehrschuss. Dann geht er wieder weiter. Das überzeugt ihn. Das ist ganz seine Art, die Wachen zu überzeugen. Den Pessimismus der Wachen darf man aber nicht zu gering einschätzen. Das hilft wirklich. Auch mit der Angst muss man rechnen. Aber das Befinden des Gefangenenwärters erklärt nicht alles. Erklärt nichts Großartiges. Denn es kommt der Moment, wo es nicht mehr die Angst vor einem Gewehrschuss ist, wenn ein Mann wieder aufstehen soll, sondern sein Wunsch nach einem Gewehrschuss. Ein Moment, wo es so leicht wäre, sich in den Schnee zu legen und den Schuss zu erwarten. Schluss, Schluss mit der Welt voller Schnee und voller Gewehre...

Man fragt sich, warum man sich aufrecht hält. „Weil ich nicht allein bin“, sagt mir einer meiner Kameraden, der glaubhaft ist. Ein anderer, der nicht an die gleichen Götter glaubt (oder sind es doch die gleichen?), erinnert sich an einen Abschnitt aus einem Buch. Indes, Bücher haben keine große Bedeutung in diesem schwarzen Elend. Die meisten Bücher. So viele Seiten, die man gelesen hat, so viele Worte; wie viele davon sind hilfreich fürs Überleben, wenn das Leben für den Menschen härter wird? Aber auch das ist kein sicheres Mittel, um die Qualität eines Werkes abzuschätzen. Es ist etwas anderes als die in einer Zeitung veröffentlichte Kritik. Wenn einem nachts eine Redewendung aus einem Buch einfällt und diese einem hilft, darf man sich nicht täuschen lassen: Das Zeichen der Größe steht über diesem Buch. Diese Vereinfachung, die von jeder ernsthaften Erfahrung ausgeht, erkennen wir nur hier. Trennung des Unverfälschten von der Parodie. Man hat alles vergessen, fast alles, mit Ausnahme einiger Worte. Der ganze Rest verdient nichts besseres. Fertigkeiten ohne Bedeutung, vergeblicher Tand. Die Not wirkt auf sie ein wie eine Säure. Sie ersetzen nur die harten unvergänglichen Überbleibsel.

So wie diese Seite aus Saint-Exupery, die mein Gefährte zitierte. Die Wachen hatten uns eine Rast von zehn Minuten gewährt. Jeder lockerte sein Bündel und legte sich in die Sonne. In der Sonne ausgestreckte Männer, kunterbunt durcheinander wie leere Säcke. Diese Häupter von Zuchthäuslern, abgestumpft, misstrauisch, unrasiert. Dann ist es ein Bursche neben mir, der vorsichtig sein geschwollenes Knie reibt, der wiederholt, was Saint-Exupery am Ende einer namenlosen Gefahr sagt: „Das, was ich da getan habe, das schwöre ich Dir, nicht einmal ein wildes Tier hätte das getan.“ Eines dieser entscheidenden Worte, die alles erklären. Man fragt sich, warum man sich aufrecht hält. Weil ich nicht allein bin, sagt der eine. Und der andere, es könnte auch der gleiche sein; Weil der Wunsch ein Wesen ist, das sich nicht aufgibt. Man hält sich aufrecht für nichts, es ist nun einmal so, weil es ein Wunsch ist. Wir sind nicht immer stolz auf unser Geschlecht. Es mangelt nicht an Gelegenheiten, die Menschen gering zu achten. Vor allem die Menschen, die Hunger haben. Der Hunger macht sie nicht besser. Ich habe welche gesehen, die stahlen ihren Kameraden das wenige Brot und die Suppe, die man uns gab. Zu glauben, dass Würde und Redlichkeit allein Tugenden gut genährter Menschen sind und dass sie den Anfechtungen einer gewissen Not widerstehen. Bittere Erkenntnis, von der ich nicht weiß, welche Lehre daraus abzuleiten ist. Man wäre versucht, sich an diese verkürzte Menschenfeindlichkeit zu halten, daran Gefallen zu finden. Aber man muss diese Art der Verurteilung vermeiden. Nicht dass sie falsch wäre: sie ist weder richtig noch falsch. Wir dürfen nicht zu sehr auf andere hören. In der Welt des Krieges ist man

allein. Eingeschlossen in seinem eigenen Schicksal, nur auf sich selbst achtend. Derjenige wird bitter in seinen Hoffnungen getäuscht werden, der sich allen öffnet und allen anbietet, und der Wohlwollen um sich sammelt. Nicht zu sehr auf andere achten; aber achtet auch nicht zu wenig auf sie. Dieser Mensch, der fähig ist, ein Stück Brot zu stehlen, ist gewiss auch fähig, einem sein letztes Stück Brot anzubieten. Die Menschen sind so, gemischt, die guten und die bösen. Wie der Himmel, aus dem uns Regen und Sonne kommt, Lächeln und Zorn. In Summe, man muss trotz allem an den Menschen glauben.

An den Menschen glauben, und an das Leben glauben: Das Leben ist wie der Mensch und wie der Himmel. Selbst in Stunden, in denen sich alles von uns abzuwenden scheint, verbleibt noch etwas, das das Herz erfreut. Dieses ganz Wesentliche bleibt zurück, dessen Wert wir nicht kennen, wenn wir übergenug haben. Ich möchte Dich die einfachen Werte lehren, das Wasser und das Brot und das Stroh in den Scheunen - das dicke und rettende Stroh, auf dem man sich ausstreckt und die Glieder reckt und das unter deinem Gewicht ein süßes Geräusch wie Seide und Regen macht. Das Brot, das Wasser... Ich habe Wasser von alten Leuten an ihrer Türschwelle erbettelt, und die Wachen haben uns mit Stockschlägen auseinandergetrieben. Das scheint viel kostbarer zu sein als alles andere auf der Welt, Wasser, das man sich Stunde um Stunde gewünscht hat, und das man nun endlich trinkt, in Hast, aus einer alten rostigen Dose. Diejenigen, die niemals auch nur mehr als einen Wasserhahn aufdrehen mussten, um soviel Wasser zu haben wie sie wollten, kennen ein wichtiges Geheimnis nicht.

Wenn ein Mensch Bilanz dessen zieht, was das Leben ihn gelehrt hat, kommt er schnell zum Schluss seiner Rechnung. Und das, was er so zählt, ist niemals weder ganz oberflächlich noch ganz tiefgründig. Aber zumindest liegt es an ihm. Er hat es gekauft und seinen Preis in Blut und Schweiß gezahlt. Er hat es nicht entliehen. Er macht es nicht einfach anderen nach. Er kann seinem Kind davon zum Geschenk machen.

Ich gebe Dir diese mit Bleistift in einem schmutzigen Notizbuch am Abend eines harten Tages geschriebenen Seiten. Ich weiß, dies sind nicht die Angelegenheiten Deines Alters. Die Tragödien unserer Epoche haben allen Seelen ganz schön Gewalt angetan, aber sie sind machtlos gegen die Träume der Kindheit. Du bist nicht einmal ganz acht Jahre alt. Du bist eine kleine Schülerin mit einer Schleife in den Haaren. In Deinem Bewusstsein haften noch die Zwiegespräche wilder Tiere und Blumen. Die Tiere Deiner Fabeln schützen Dich vor unserer Tragik. Und darum habe ich diese Lehrstücke einer bitteren Erfahrung für Dich sammeln wollen. Weil die unerbittliche Unwissenheit eines Kindes die Lüge auf den Lippen eines Mannes gefrieren lässt. Weil jede Versuchung, die Wirklichkeit zu verfälschen, allein durch den Gedanken an das sich erhellende Gesicht eines kleinen Mädchens von acht Jahren zerstreut wird.

Auszug aus

Georges Hyvernaud: Lettres de Pomeranie 1940 - 1945 Je suis libere!

Soest, Dienstag, den 12. April 1945

Ich bin frei! Ich habe Dir schon geschrieben, einen Brief, eine Karte mit fünf Worten. Aber ich wiederhole das aus Freude an der Wiederholung - und weil Du vielleicht weder den Brief, noch die fünf Worte erhalten hast. Befreit! Seit dem 6. abends!

Aus dem großen Zimmer, in dem wir zu acht untergebracht sind, sehe ich durch die Fenster eine Straße, Rasen und einen Goldfischteich. Die Deutschen, die um den Teich herumgehen, sind deutsche Gefangene. Die Lastwagen, die unaufhörlich auf der Straße rollen, sind amerikanische Lastwagen. Es ist ein Glück, mir den ganzen Tag die Zeichen meiner Befreiung aufzuzählen. Es ist ein Glück, nicht mehr die Nr. 995 zu sein. Das ist schon weit weg und unvorstellbar, die Nr. 995.

Welche Dinge, Eindrücke, Bilder, Ereignisse in diesen sechs Tagen! Es würde Seiten erfordern, um Dir alles zu sagen - und ich bin gezwungen, mich zu beeilen, denn....ich habe Wachdienst! Mehr als einige Minuten! Die militärische Disziplin hat nicht gezögert, sich bei uns in Erinnerung zu rufen. Wir beschweren uns nicht - das geht besser als alles, was wir in fast fünf Jahren gekannt haben. Und das wird nur kurz sein. Ich zähle darauf, im Mai zurückzukehren - aber das beruht nur auf einem deutlichen Gefühl! In jedem Fall - das kann nicht mehr lange sein. Und das ist so schön, dass ich es kaum erwarten kann, sicher zu sein: Heimkehren!